

W. Dittmann · A. Geister · D. Kutzborski
Logische Phantasien
Herbert Grasemann und seine Schachaufgaben



Hubert Fahrenmann

Wolfgang Dittmann · Armin Geister · Dieter Kutzborski

Logische Phantasien

Herbert Grasemann
und seine Schachaufgaben



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1986

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Dittmann, Wolfgang:

Logische Phantasien : Herbert Grasemann u. seine Schachaufgaben / Wolfgang Dittmann ; Armin Geister ; Dieter Kutzborski. — Berlin ; New York : de Gruyter, 1986.

ISBN 3-11-010415-6

NE: Geister, Armin; Kutzborski, Dieter:

© Copyright 1985 by Walter de Gruyter & Co., Berlin 30. Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Satz und Druck: Arthur Collignon GmbH, Berlin. Bindearbeiten: Dieter Mikolai, Berlin. Einbandzeichnung: Susanne Geister. Printed in Germany.

Inhalt

Vorwort	7
Ein Leben für das Schachproblem	10
Die Schachaufgaben	25
Verzeichnis der Schriften Herbert Grasemanns	169
Aufgaben- und Autorenregister	171
Sach- und Themenregister	173

Vorwort

Durch den Tod Herbert Grasemanns am 21. Juni 1983 verloren die Freunde des Problemschachs eine ihrer bedeutendsten Persönlichkeiten. Seine starke Ausstrahlung rührt von dem erfolgreichen Bestreben her, theoretische, kompositorische, schriftstellerische und pädagogische Fähigkeiten zu vereinen. Auf allen diesen Gebieten war er richtungweisend. Mit seinem vielseitigen Wirken verhalf er dem Problemschach in Deutschland zu einer bis dahin nicht gekannten Publizität und damit zu einem neuen Selbstverständnis.

Grasemanns unablässiges Ringen um eine auf der Höhe ihrer Zeit stehende Schachästhetik klingt in seinen Aufgaben großartig nach. Einige der bedeutendsten unter ihnen finden sich in seinen Büchern über das Problemschach. Eine vollständige Sammlung des eigenen Schaffens herauszugeben, hat er sich jedoch versagt. Hinter dem Verzicht mögen sich Bescheidenheit sowie die Einsicht verborgen haben, daß das Werk eines einzelnen stets auf Vorangegangenen gründe und deshalb nicht losgelöst, sondern nur im ideengeschichtlichen Zusammenhang treffend zu würdigen sei. Was Grasemann für sich selbst nicht leisten wollte, soll mit dieser Publikation in seinem Geiste nachgeholt werden. Die Verfasser haben sich dabei bemüht, den Anspruch auf historische Einordnung wenigstens in Ansätzen zu erfüllen.

Grasemanns schöpferische Entfaltung ist nicht allein ein individuelles Phänomen, sondern sie verkörpert zugleich ein wichtiges Stück Problemgeschichte. Sein Hauptschaffen fiel in die 40er und 50er Jahre, eine überaus fruchtbare Phase der neudeutschen Problemkunst. Es war auch die Zeit Breuers, Halumbireks, Kraemers, Lepuschütz', Schneiders, Siers' und Zeplers. Mit ihnen teilte Grasemann die Vorliebe für das logisch gegliederte und zweckreine Schachproblem wie auch ein untrügliches Gespür für die kunst- und phantasievolle Form. Dies bewog uns, dem Buch über Herbert Grasemann und seine Schachaufgaben den doppelsinnigen Titel „Logische Phantasien“ voranzustellen. Die scheinbare Paradoxie des gewählten Begriffspaars weist im übrigen darauf hin, daß bei der Komposition eines meisterhaften Schachproblems unterschiedliche Anforderungen aufeinander abgestimmt werden müssen: Verstand und Eingebung, Disziplin und Virtuosität, technische Fertigkeit und lebendige Gestaltung. Daran dürfte auch Herbert Grasemann gedacht haben, als er in der Zeitschrift „Schach“ des Jahrgangs 1955 eine Rubrik mit auserlesenen Schachaufgaben unter das Motto „Logik und Phantasie“ stellte.

Da Grasemann über seine Veröffentlichungen nur in der ersten Zeit Buch führte, war ein umfangreiches Quellenstudium erforderlich, um neben den bekannten auch die nebenher in der Tagespresse plazierten Stücke aufzuspüren

und dem Leser in Erinnerung zu rufen. Sie belegen, daß ein Komponist auch auf Nebenplätzen nicht ins Banale abzugleiten braucht. Die vorliegende Sammlung, in der Bekanntes wiedergefunden und Neues entdeckt werden kann, ist in ihrem wesentlichen Bestand als vollständig zu betrachten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bei denen wir uns ein Werturteil erlaubt haben, wurden von den insgesamt etwa 200 Problemen Grasemanns nur solche ausgespart, die entweder unheilbare Inkorrektheiten aufwiesen oder als Vorstudien zu späteren „gültigen“ Fassungen einzustufen waren. Unsere engere Auswahl umfaßt 129, weitgehend chronologisch geordnete Aufgaben und reicht vom spektakulären Antritt im Jahr 1947 über die Jahrzehnte bis ins Todesjahr. In die Lösungsbesprechung haben wir 54 weitere Stücke Grasemanns und anderer Komponisten (als a-b-Fassungen) aufgenommen, die die Entstehungsgeschichte und Weiterentwicklung einzelner Ideen und Motive zeigen sollen.

In der Zusammenschau tritt die Breite des Grasemannschen Werks besonders deutlich zutage. Seine Domäne war der logische Vier- und Mehrzüger. Überdies schuf er eine ebenfalls stattliche Reihe unvergeßlicher Dreizüger. Aber auch in anderen Sparten war er zu Hause. So existieren von Grasemanns Hand überraschend viele Zweizüger, wobei die Darstellungen von Angriffen und Verteidigungen höheren Grades – als einer Adaptation neudeutschen Gedankenguts – herausragen. Daneben trat er mit einigen, oft mit raffiniertem Drohspiel ausgestatteten Selbstmatt-Längstzügern hervor. Daß Grasemann auch das Märchenschach nicht durchweg ablehnte, wengleich er sich ihm nur ausnahmsweise zuwandte, mögen ein Hilfsmatt-Zwilling, eine Retro-Aufgabe und schließlich ein zweizügiger (!) Inder auf dem Zylinderbrett dokumentieren.

Um ein authentisches Bild von der Resonanz zu vermitteln, die die Kompositionen Grasemanns hervorriefen, haben wir die Lösungsbesprechungen – soweit es zu rekonstruieren war – durch Urteile der Fachwelt und Äußerungen des Verfassers zu den eigenen Aufgaben angereichert. Einige Limericks schachlichen Inhalts, ebenfalls aus Grasemanns Werkstatt, sind zur Auflockerung an passender Stelle eingestreut.

Unsere Biographie läßt erkennen, daß die Verschränkung von Werk und Vita bei Grasemann weit über das für uns heute Vorstellbare hinausging. Wie kaum ein anderer im Nachkriegsdeutschland opferte er dem Problemschach in schweren Jahren einen gewaltigen Teil an Kraft und Zeit. Er hat es sich nie leicht gemacht. Ein hoher Anspruch, kompromißloses Streben nach der Letztform, strenge Selbstkritik und Beharrlichkeit waren ihm selbstverständlich. Die unverwechselbare Gestalt seiner Kompositionen spiegelt es wider. Freilich künden Grasemanns Schachaufgaben auch von seinem nie versiegenden Humor: Vielfach sind in seinen Diagrammen Witz, Spielfreude und das verschmitzte Lächeln des Künstlers versteckt. Diese Merkmale sind selten geworden im zeitgenössischen Problemschaffen, das sich gern ernst gibt und dabei atemberaubende technische Wunderwerke (tasks) vollbringt, die ihres

kühlen Intellekts wegen aber kaum Eingang in das Herz und in den Kunstsinn des Löser finden. Grasemanns Werke dagegen, oft mit einer gesunden Portion Chuzpe genial auf's Brett gezaubert, sind nie blutleer, sondern verschaffen einen ästhetischen Hochgenuß, dem man sich immer wieder gern hingibt. Seine Problemerkunst wird vielen Komponisten ein Vorbild bleiben.

Großen Dank schulden wir Frau Luise Grasemann. Sie machte uns die problemschachlichen Unterlagen ihres Mannes zugänglich, unterstützte uns bei der Beschaffung und Auswertung der Quellen, gab Auskünfte und stand mit wertvollem Rat zur Seite. Der Meisterlöser Hans-Christoph Krumm aus Oberhausen verdient für seine engagierte Mithilfe bei der Durchleuchtung einiger verwickelter Stücke eine „Ehrende Erwähnung“.

Wir verbinden mit unserer Aufgabensammlung den Wunsch, Herbert Grasemann ein würdiges Andenken zu bewahren, die Löser zu begeistern – und schließlich die aufstrebenden jüngeren Problemverfasser anzuregen. Ihnen sei dieses Buch zgedacht.

Berlin, im Herbst 1985

Wolfgang Dittmann Armin Geister Dieter Kutzborski

Ein Leben für das Schachproblem

Herbert Grasemann: 21. 12. 1917 – 21. 6. 1983. So wird künftig der Eintrag in die Problemschach-Lexika lauten. Doch wer weiß schon, welches Schicksal und welche Hingabe sich hinter den dürren Daten verbergen? Ein Leben für das Problemschach – oder, wenn schon nicht das ganze, so doch wenigstens ein langes halbes Leben! Das müßte, zum rechten Verständnis der bewundernswerten Leistungen, Ausgangs- und Zielpunkt einer Betrachtung der Lebensgeschichte Herbert Grasemanns sein. Kaum einer hat dem Kunstschach so viel Leidenschaft gewidmet, hat ihm so viele Opfer, berufliche und persönliche, freiwillig dargebracht. Das Schachproblem hat er geliebt, mit der ihm eigenen zupackenden und besitzergreifenden Liebe, die zugleich dienende Liebe sein will, indem sie zu großen Verzichtsbereitschaften bereit und zu enormen Anstrengungen fähig ist. Seine Begeisterung, die er stets weiterzugeben bemüht war, kannte kaum Grenzen, seine Gedanken und Aktivitäten kreisten um nichts anderes mit annähernd gleicher Intensität; und so ist nicht leicht zu sagen, ob hier die Problemerkunst einen Menschen beherrscht hat oder der Mensch die Problemerkunst. Es darf wohl beides Gültigkeit beanspruchen, und erst im späteren Alter, nachdem eine berufliche Konsolidierung eingetreten war, hat Herbert Grasemann jene gewisse Distanz zu seinem Faszinosum gewonnen, die es ihm erlaubte, die Proportionen auch einmal anders zu bestimmen. In seinem letzten, erst posthum erschienenen Buch, das ausnahmsweise nicht dem Problemschach, sondern dem Partyschach gilt, konnte er sein junges Lesepublikum sogar warnen vor der „Schachsucht“ und die Mahnung aufstellen: „Wer nichts als Schach im Kopf hat, ist im Grunde ein armseliger Tropf ...“¹ Das war aus Erfahrung gesprochen, auch wenn sein eigenes Leben keineswegs armselig war, sondern voll selbstvergessenen Glücks und tiefster Befriedigung. Aber er wußte nur zu genau, mit welcher beträchtlichen Opfern, die nicht jedermanns Sache sein konnten, dies Glück erkaufte war.

Dabei begann sein Leben eigentlich recht normal und entwickelte sich zunächst nicht anders als das vieler Großstadtkinder. An der Wiege war es ihm nicht gesungen worden, daß er einmal zu den ‚betrogenen Jahrgängen‘ gehören würde, denen der zweite Weltkrieg den Abschluß der Ausbildung, den Einstieg in das Berufsleben und die körperliche Intaktheit zerstören sollte. Am 21. Dezember 1917 wurde Herbert Grasemann in Graudenz geboren. Später pflegte er sich als „naturreine(n) Berliner des nicht übermäßig sonnigen

¹ Spaß mit Schach für junge Leute, München 1984, S. 139.

17er Jahrgangs“ zu bezeichnen.² Wieso dann Graudenz? Seine Eltern wohnten in Berlin, und sein Vater, ein ehemaliger Berufsoffizier mit militärischer China-Erfahrung, war, lange nachdem er den Dienst quittiert hatte, noch einmal als Ausbilder in die preussische Garnisonsstadt an der Weichsel geschickt worden. Dahin folgte ihm die Mutter 1917, um der Hungersnot in der Großstadt zu entgehen, kehrte aber mit dem neugeborenen Sohn bereits im Sommer 1918 nach Berlin zurück.

Er war also doch ein echter Berliner, der zunächst in Kreuzberg, dann im Wedding aufwuchs. In seiner Schulzeit wendete er sich den üblichen Hobbys, aber auch weniger üblichen Beschäftigungen zu. Seit dem zehnten Lebensjahr war er aktiver Fußballspieler, in Berlins ältestem Fußballverein Germania 88, stand viermal in der Berliner Stadtauswahl der Junioren, und er übte diese kraftbetonte Sportart länger aus als manch anderer, bis ins Jahr 1953. Er las auch viel, mit Vorzug Autoren der deutschen Klassik und der römischen Antike, und er hatte schon 1933 eine erste flüchtige Begegnung mit dem Problemschach, durch den Anhang des Reclam-Schachbändchens von Jacques Mieses, die aber trotz der eilfertigen Produktion eines Dreizüger-Erstlings (vgl. Nr. 1 a) eher enttäuschend verlief.³ Nein, seine Lieblingsbeschäftigung war damals das Klavierspiel; er hatte zehn Jahre lang Unterricht erhalten und dadurch eine Fertigkeit erworben, die es ihm erlaubte, seine Komponistenidole, Beethoven und Bach, mit Freude zu spielen. Später sollte die böse Kriegsverwundung der aktiven Musikbegeisterung ein abruptes Ende setzen.

Seine Ausbildung entwickelte sich zunächst kontinuierlich und ohne Störung: Unterricht in einer Privatschule – Besuch der höheren Schule (Askantisches Gymnasium in Tempelhof) – Abitur 1936. Der Vater hatte gesagt: „Zuerst kommt der Beruf, dann vielleicht ein Studium“, und gemäß dieser damals sehr verbreiteten und für nicht so betuchte Schichten auch notwendigen Devise, in deren Sicht das Studieren sich als kostspieliger Luxus darstellen mußte, absolvierte der Sohn eine Lehre als Industriekaufmann bei einer amerikanischen Erdölfirma, deren Verwaltungssitz sich direkt gegenüber dem Schöneberger Rathaus befand; diese Lehre konnte er 1939 abschließen. Da trat der entscheidende Bruch in seinem Leben ein. Der furchtbare, mörderische Krieg, der in diesem Jahr von Hitler-Deutschland vom Zaun gebrochen wurde, ließ den damals Einundzwanzigjährigen zwar knapp am Leben, spielte ihm aber übel mit. Er wurde sogleich eingezogen und kämpfte als Panzerfahrer an der Ostfront, bis ihn im Juli 1941 sein Schicksal bei Minsk in Weißrußland ereilte; er verlor in einem Kampf, bei dem die Division aufgerieben wurde, seinen linken Arm. Wie er sich mit der schweren Verwundung aus dem Panzer befreite, wie er vier Wochen mit eiterndem Armstumpf in einer gnadenlosen

² Deutsche Schachblätter 1 (1962), S. 17.

³ Man lese Grasmanns plastische Schilderung dieser Episode in dem Fragment seiner Lebenserinnerung „Das ganze Leben ist ein Problem“. In: Deutsche Schachblätter 22 (1983), S. 131 f.

Irrfahrt unterwegs war, bis ihn ein Lazarett aufnahm, wie er dann nahezu zwei Jahre lang in ärztlicher Behandlung blieb in verschiedenen Lazaretten, bis er endlich als zwar geheilt, aber kriegsversehrt 1943 entlassen werden konnte, das soll nicht im einzelnen geschildert werden; Herbert Grasemann hat über diesen schwersten Abschnitt seines Lebens später nicht gern gesprochen.

Er nahm noch vor Kriegsende ein Jura-Studium an der Humboldt-Universität auf, und er heiratete 1943 Luise Schmidt, die aus Bernau stammte, dem alten märkischen Hussitenstädtchen nordöstlich von Berlin, zu welchem (schon seit 1924) der erste elektrisch angetriebene Berliner S-Bahn-Zug hinausführte. In dieser Zeit ereignete sich seine zweite, diesmal schon ernsthaftere Begegnung mit dem Problemschach. Noch im Lazarett hatte er die ersten Drei- und Vierzuger gebaut, beeindruckt von dem Problemteil der Deutschen Schachzeitung, den damals Josef Halumbirek von Wien aus redigierte. Er wollte es den berühmten Namen wie Brunner, Vetter, Kraemer, Lepuschütz gleich tun und schickte daher einige Aufgaben nach Wien. Halumbirek antwortete postwendend, mit vorsichtiger Ablehnung der Aufgaben, mit ausführlicher Begründung, warum sie „noch nicht reif“ seien, mit dem aufmunternden Ratschlag, zunächst die Geschichte und Theorie des Schachproblems zu studieren. Dieser Brief hatte Folgen, da Grasemann ihn in dreifacher Hinsicht sich zu Herzen nahm. Er begann, mit Energie die gesamte erreichbare Problemliteratur durcharbeiten und sich so ein breites Fundament historischer Kenntnisse zu verschaffen. Er machte sich die Auffassung von der Notwendigkeit des Reifungsprozesses bei künstlerischen Schachprodukten zu eigen und entwickelte strenge Beurteilungsmaßstäbe, die er dann zeit seines Lebens an eigene und fremde Hervorbringungen anlegen sollte. Er nahm sich schließlich ein Beispiel an der höchst behutsam-konstruktiven Art der Zurückweisung seiner Aufgaben und schrieb später selber, als Redakteur von mehreren Problemschach-Spalten, an junge Komponisten viele ebensolche Briefe, die mühsam und zeitaufwendig waren, aber erfüllt vom pädagogischen Impetus. Halumbirek nannte er aus diesem Grund seinen eigentlichen und einzigen „Mentor“. Sein Lehrer – wenn man denn unbedingt einen solchen festgestellt wissen möchte – wurde, in theoretischen Fragen, Walther von Holzhausen; ihn allerdings konnte er nur noch in seinen Schriften und nicht mehr persönlich kennenlernen, da der von ihm so bewunderte Theoretiker der neudeutschen Schule schon 1935 gestorben war.

Die dritte und nun entscheidende Begegnung mit dem Problemschach vollzog sich nach dem Krieg, in der Zeit der Aufräumarbeiten und der Lebensmittelkarten. Berthold Koch, Deutscher Meister im Partiestpiel und nachmaliger DDR-Meister, bot ihm 1947 an, im Ostberliner Sportverlag mitzuarbeiten und die Problemspalte des neu gegründeten Schach-Expresß zu übernehmen. Grundlage dieses Angebots war der Senkrechtstart des bis dahin unbekanntenen Schachkomponisten Herbert Grasemann gleich nach Kriegsende, den die Schachwelt mit Staunen registriert hatte. In einem von Kurt Richter veranstalteten Turnier hatte er auf Anhieb den ersten Preis und dazu

eine Ehrende Erwähnung davongetragen. Die Offerte des Sportverlags war verlockend, bot sich ihm hier doch die Möglichkeit, seine journalistischen Fähigkeiten zu erproben, mit den Lesern und Lösern ins Gespräch zu kommen und das problemschachliche Engagement in seiner ganzen Breite auszuleben: als Kritiker, als Theoretiker, als Komponist, als Journalist. Von dem geringen Entgelt konnte die inzwischen dreiköpfige Familie – 1944 war ein Sohn geboren worden – natürlich nicht leben; aber was wäre, wenn er beim Ostberliner Schachclub Rotation, an dessen Spitzenbrett er nebenher Partischach spielte, sich durch Übernahme der Aufgabe eines Schachtrainers ein Zubrot verdienen würde?

Die Aussicht, für eine Weile nur dem Problemschach zu leben, muß für Herbert Grasemann außerordentlich suggestiv gewesen sein. Hinzu kamen die Schwierigkeiten, die er mit der Fortsetzung seines Studiums der Rechtswissenschaften hatte. Er befand sich schon beim Repetitor und stand vor dem Examen, als ihm immer deutlicher wurde, wie wenig der Zwang zum Formalismus in der Rechtsprechung, im Osten wie im Westen der geteilten Stadt, seinem Naturell entsprach, das den Dingen auf den Grund gehen wollte und halbe Sachen verabscheute. Das heimliche Unbehagen an der Jurisprudenz raubte ihm die Motivation, die man für die Knochenarbeit des Examins nun einmal braucht; im Jahr 1948 gab er auf. Da sich auch keine andere berufliche Perspektive aufdrängte, stürzte er sich mit allen Kräften in das Problemschach, und aus der Übergangszeit wurden mehr als zwölf Jahre, in denen folgerichtig die wichtigsten und schönsten Werke seiner Problemerkunst entstanden.

Problemschach als Berufersatz – eine höchst problematische, damals wie heute kaum praktikierbare Lebensform. Seiner Frau erschien sie, besonders nach 1950, als sich vielerorts sonst ein gewisser Wohlstand zu etablieren begann, zuweilen wie ein Beiseitedrängen von Realitäten. Sie war es ja, die den Hauptteil der nötigen Einschränkungen von Anfang an zu tragen und erträglich zu machen hatte. Sie mußte mit wenig Geld auskommen und aus nichts etwas machen. Da gab es in der sehr kleinen Weddinger Wohnung, die sie zunächst bekommen hatten, Besuch von Freunden, von Hans Vetter und auch Willy Roscher aus Dresden, oder von Stefan Schneider, dem österreichischen Designer für Möbelstoffe, der damals zeitweilig in Berlin lebte und sich als Kunstmaler betätigte; die Hausfrau ‚zauberte‘ dann ein Abendgericht auf den Tisch, aus Pellkartoffelschalen angefertigtes Knäckebrötchen mit ein wenig Tomatenquark. In diese frühe Zeit, bis in das Jahr der Berlin-Blockade 1949, fielen die nächtelangen Diskussionen mit Stefan Schneider über die Kunstgesetze von Ökonomie und Zweckreinheit (aus denen 1948 Schneiders berühmter Aufsatz „Zweckökonomie“ hervorging). Seit 1952 lebten sie bequemer in einer geräumigeren Wohnung; aber die Notwendigkeit, sich einzuschränken, blieb bestehen, zumal sie ihr Heim für alle Besucher in herzlicher Gastfreundschaft offenhielten. Und es kamen viele, die einkehren und diskutieren wollten: Wilhelm Massmann aus Kiel oder Nenad Petrović aus Jugoslawien, Jan Mortensen aus Dänemark, Hilmar Staudte, der Bruder des Filmre-

gisseurs Wolfgang Staudte und Spezialist für Studien, Ado Kraemer natürlich und Erich Zepler, Werner Speckmann und der junge Hans Peter Rehm – um nur einige wenige von ihnen zu nennen. Luise Grasemann hat mit sparsamer Geschicklichkeit, Geduld und freiwilligem Verzicht bis 1961, als durch den Bau der Berliner Mauer sich vieles für die Familie änderte, dies Leben der finanziellen Knappheit überhaupt erst lebbar gemacht, so daß die großen problemschachlichen Leistungen ihres Mannes ohne ihr Wirken nicht zu denken sind.

Die Jahre nach 1946 sind die produktivsten gewesen, und so wird man in unserer Sammlung der Aufgaben Grasemanns die größte Häufigkeitsdichte in der Zeit zwischen 1947 und 1950 finden: Insgesamt entstand in ihr die Hälfte aller von ihm geschaffenen Stücke. Fasziniert von der Theorie der neudeutschen Schule, die er durch gründliches Studium der Schriften und Aufgaben von Kohtz und Kockelkorn, von Walther von Holzhausen, Erich Brunner, Josef Halumbirek, Hans Lepuschütz und Stefan Schneider in ihren Möglichkeiten und ihrer Entwicklung kennengelernt hatte, konzentrierte er sich auf die logische Struktur des Problems, auf die Gliederung in Sicherungsplan und Basisplan oder, wie man früher sagte, in Vorplan und Hauptplan. Was ihn an dieser besonderen Lösungsgliederungs-„Logik“ am meisten faszinierte, war die Chance zur reinen Darstellung strategischer Zusammenhänge, zur klaren und präzisen Herausmeißelung einer bestimmten Idee. Deshalb war ihm auch, wie allen Neudeutschen, die Zweckreinheit des Vorplans ungeheuer wichtig („Nebenzwecke trüben die Idee!“), und er schaltete sich in die heiß und scharfsinnig geführte, über Jahrzehnte währende Debatte um absolute und relative Zweckreinheit, um Probespiel und Hindernis immer wieder bis an sein Lebensende ein. Obwohl die Domäne des logischen Problems und demgemäß auch die Herbert Grasemanns neben dem Dreizüger besonders der Mehrzüger ist, verwundert es nicht, daß er zu Beginn auch recht viele Zweizüger verfaßt hat, wenigstens dann nicht, wenn man sorgfältig auf ihr Thema schaut. Ihn interessierten die fortgesetzten Verteidigungen und die Angriffe höheren Grades: „Daß das logische Schachproblem erst beim Dreizüger anfange und in den engen zweizügigen Rahmen nicht hineinpasse, ist ein längst überholtes Vorurteil.“⁴ In der Anfangsphase ist auch der Dreizüger häufig bei ihm vertreten, besonders weil er mit Themen experimentierte, die er in kürzerer dreizügiger Prägnanz darstellen wollte, etwa die Beschäftigungslenkung mit Drohwechsel (Nr. 5–7, 9, 10, 23).⁵ Seine glänzendsten und berühmtesten Aufgaben jedoch bewegen sich im Bereich des Vier- und Mehrzügers, in dem er Unvergängliches geschaffen hat.

⁴ Herbert Grasemann: Eines Reverends Einfall, der Geschichte machte. Berlin 1981, S. 52. Vgl. auch den Kommentar zu Nr. 18.

⁵ Hierzu siehe Herbert Grasemann: Beschäftigungslenkung im Dreizüger. In: Schach-Expreß 1 (1947), S. 246–248.

Es ist nicht leicht, seinen Kompositionsstil zu charakterisieren. Er ging wohl meist von der Idee aus, von der Theorie – ganz anders also als etwa sein enger Freund Ado Kraemer –, und suchte dann eine entsprechende und eine ansprechende Form. Theoretisch bestimmt waren beispielsweise der Gedanke der mehrzweckigen indirekten Vorplanmanöver (Nr. 24–26) oder die Idee eines wirklich logisch gegliederten Inders durch den mit einer Drohung versehenen Sperrzug (Nr. 51, 91, 94) oder die Verbindung von Schachprovokation und Beschäftigungslenkung (Nr. 6, 7, 10, 23, 42); doch welche Form hat er dann, oft auf dem Umweg über mehrere Fassungen, gefunden! Die ökonomische und elegante Gestalt war ihm genau so wichtig wie das Thema selbst, und so wie er den neudeutschen Geboten von Logik und Zweckreinheit deshalb anhing, weil sie die ästhetische Kategorie der Klarheit realisierten, so verlangte er von sich auch eine virtuose Technik der Formgebung, weil erst durch sie das ästhetische Prinzip der Ökonomie verwirklicht werden konnte. Sparsamkeit der Mittel in mehrfacher Hinsicht, im Material, in der Zügezahl und in den Zwangsmitteln, war ihm ein empfindlich zu handhabendes Kunstgebot; er war äußerst sensibel für die Funktionalität der verwendeten Steine, bis hin zum Ärger über ein „unnützes“ Bauernpaar, das „nur“ der Verhinderung einer Nebenlösung diene (Nr. 38), oder bis zum monatelangen Kampf um die Beseitigung eines ein Feld unnötig überdeckenden, jedoch für die Korrektheit notwendigen weißen Bauern (Nr. 75). Aber er war, wie bei allen Kunstforderungen, auch in der Frage der Ökonomie wohl sensibel, jedoch nicht dogmatisch und weit davon entfernt, das Ökonomiegebot als formalen Selbstzweck zu betrachten – weshalb er übrigens der verbreiteten Glorifizierung der Miniatur, also der willkürlichen Sieben-Steine-Grenze mit Mißtrauen begegnete. Im Gegenteil, er scheute sich nicht, einen schwarzen Springer hinzuzufügen, der nichts anderes bezweckte als die Verschleierung des Schlüsselzuges (Nr. 15), oder einen sogenannten überflüssigen schwarzen Bauern aufzustellen, der sich durch ein höheres Kunstprinzip legitimierte (Nr. 119). Das Ökonomiegebot begriff er stets als einen Appell an das Kunstverständnis, nicht an das simple Abzählvermögen des Komponisten.

Jedem Schematismus abhold, suchte er dem künstlerischen Anspruch durch Originalitätsstreben Gestalt und Lebendigkeit zu verleihen. Sein schachkompositorisches Werk war in vielerlei Hinsicht innovativ. Er rückte dem Vorurteil gegenüber einem Schachgebot im Schlüsselzug kräftig zu Leibe und machte mit mehreren höchst überraschenden Stücken (Nr. 59, 63, 71, 91, 118) den verachteten, ja tabuisierten schachbietenden Schlüssel salonfähig, indem er ihn als virtuosens Kunstgriff in das Themengefüge einarbeitete. Er überschritt die Konventionen bei dem kühnen Versuch, den Gedanken von mehrzweckigen und gleichwohl zweckreinen indirekten Vorplänen zu verwirklichen (Nr. 24–26, 69), und er stieß vollends in Grenzbereiche vor, als er die Nähe des Analogieprinzips zum logischen Prinzip untersuchte (Nr. 58, 58 a, 58 d). Hier war er der experimentierende und bohrende Forscher, der die Grundstrukturen des logischen Schachproblems hinterfragte. Der Wille, ausgetretene

Pfade zu meiden und neues Terrain dem orthodoxen Kunstschach zu erschließen, bedeutete auch Mut zum Risiko, zum anfänglichen Scheitern oder zumindest Ungenügen, und so gibt es bei ihm eine Vielzahl von Aufgaben, die eine lange Geschichte mit mehreren Fassungen aufweisen; der Leser wird in den Lösungsbesprechungen das interessante Vergleichsmaterial ausgebreitet finden. Sich selbst unter den hohen Anspruch des vielseitig Neuen zu stellen – sei es in der Idee, in den Wirkungsmitteln, in der Themenkombination oder in der logischen Tiefenstruktur –, konnte Herbert Grasemann sich nur deshalb erlauben, weil ihm eine enorme Kraft an Phantasie zu Gebote stand, eine besondere Fähigkeit, durch selbstkritische Beharrlichkeit den Punkt zu erreichen, den man gern ‚Einfallsreichtum‘ nennt. Wie kaum ein anderer hat er mit seinen Aufgaben demonstriert, wie innig sich neudeutsche Logik und phantasievolle Thematik oder Formgebung durchdringen können; phantasievolle Logik – logische Phantasien!

Neben dem Schachkomponisten Herbert Grasemann steht vor den Augen des Betrachters die in der Qualität vergleichbare, in der Breitenwirkung womöglich noch weiter ausstrahlende Gestalt des Schachredakteurs. Er hatte 1947 den Problemteil des Ostberliner Schach-Expresß übernommen (der von 1951 an unter dem heute geläufigen Titel „Schach“ firmierte) und ihn ohne Unterbrechung, trotz des engen Rhythmus einer vierzehntäglichen Erscheinungsweise, bis 1961 betreut. Hinzu kam 1950 der Problemteil der wieder eröffneten Deutschen Schachzeitung, welchen bis in die Jahre des zweiten Weltkriegs hinein Josef Halumbirek innegehabt hatte und den Grasemann im Geiste seines Mentors, aber natürlich in ganz eigenem Stil zwölf Jahre lang, bis 1962, bearbeitete. Danach fand er ein neues Aufgabenfeld in den Deutschen Schachblättern, deren Rubrik für Schachkompositionen er über zwanzig Jahre lang, von 1962 bis zu seinem Tod 1983, in der bekannten, witzigen und faszinierenden Art dem Leser nahebrachte. Es ist bemerkenswert, daß er die Betreuung der Problemschach-Abteilungen in jeder der drei Zeitschriften vom ersten Jahrgang an besorgte, also jeweils seit Gründung oder Neubeginn der Zeitschrift; ihn reizte die Aufgabe eines konstruktiven Anfangs, einer neuen Entwicklung, nicht das Gleichmaß der Routine. Jeder Text aus seiner Feder, der in diesen Rubriken erschien, war das blanke Gegenteil von Routine, Schematismus, Langweiligkeit. Geistvoll, lebendig und elegant formulierte er das Gestalt gewordene Thema der Schachaufgabe, erläuterte er das Problem des Problems, komplizierte Zusammenhänge verständlich machend, eingängig dem weniger geübten Leser und zugleich höchst lehrreich dem ausgebufften Löser, indem er den Fachjargon respektlos beiseite schob und Plastizität des Ausdrucks an seine Stelle setzte, ohne jemals – das war das Schwierigste – die Tiefe des schachlichen Gedankens aufzuopfern. Wer ihn je gelesen hat, wird es bestätigen können: Seine Sätze bestechen durch Esprit und Präzision, sie signalisieren unverwechselbar die ‚Kennmarke Grasemann‘. Das gefällige Schreiben ist ihm nicht zugefallen, er hat es sich Schritt für Schritt erarbeitet, so wie er sich überhaupt die Redaktion der Problem-Ecken nicht leicht